

Eine Apologie des Historismus

Marcel Moning

Abstract:

Der Frankfurter Mediävist Johannes Fried legt mit seiner neuesten Monographie *Der Schleier der Erinnerung* ein Werk vor, das sich mit der Frage nach der Verlässlichkeit von Quellen beschäftigt. Ausgehend von der Tatsache, dass alle Aussagen über die Vergangenheit auf der Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses beruhen, unterzieht der Autor nach einer grundlegenden Einführung in die Arbeitsweisen des menschlichen Gehirns eine Reihe von Einzelbeispielen einer Gedächtniskritik. Dabei ist es Frieds erklärtes Ziel, die *bruta facta* der Ereignisse eruieren zu können und alle Verformungen der Erinnerungen auszuschalten. Das zentrale Ergebnis seiner Studie ist die Forderung nach einer auf neurowissenschaftliche Erkenntnisse gestützten Quellenkritik, die die bewussten und unbewussten Verformungen des Gedächtnisses aufdecken kann.

How to cite:

Moning, Marcel: „Eine Apologie des Historismus [Review on: Fried, Johannes: *Der Schleier der Erinnerung*. Grundzüge einer historischen Memorik. München: Beck, 2004.]“. In: KULT_online 5 (2005).

DOI: <https://doi.org/10.22029/ko.2005.316>

© beim Autor und bei KULT_online

Eine Apologie des Historismus

Marcel Moning

Fried, Johannes. Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. München: C. H. Beck, 2004. 509 S., geb., 39, 90 Euro. ISBN 3406522114

Der Leistungsfähigkeit des menschlichen Gedächtnisses ist immer und generell zu misstrauen. Mithin also allen mündlichen und schriftlichen Zeugnissen, die auf dem Gedächtnis beruhen. Dies ist die erste Hauptthese des neuen Werks von Fried, die er mit Hilfe der Ergebnisse moderner Gehirnforschung untermauern möchte. Die Unzuverlässigkeit menschlichen Erinnerns begründet ein Dilemma für Historiker. Sie sind bei ihrer Arbeit auf Quellen angewiesen, die letztendlich immer auf Gedächtnisleistungen beruhen; dabei sollen sie aber mittels der Quellenarbeit möglichst gesicherte Erkenntnisse erlangen. Deshalb schließt Fried an diese erste These eine zweite an, die gleichzeitig aus dem Dilemma des Historikers herausführen soll: Hat der Historiker mit der Hilfe der neuronalen Wissenschaften die Arbeitsweise des menschlichen Gehirns durchschaut, kann er die bewussten und unbewussten Verzerrungen und Verformungen lokalisieren und korrigieren, so dass das tatsächlich Geschehene sichtbar wird.

An vier Fällen der neueren Geschichte wird zunächst das Phänomen des unsicheren Gedächtnisses expliziert. Fried unterzieht scheinbar gesicherte Fakten einer akribischen Quellenkritik, um am Ende eines jeden Fallbeispiels festzustellen, dass die beteiligten Personen sich in zentralen Punkten falsch erinnert hatten. Dem Autor kommt es dabei im Wesentlichen auf die Erhebung korrekter Daten an, er möchte wissen, wie es wirklich gewesen ist. So nimmt es nicht wunder, dass das erste Kapitel sich mehr wie ein Bericht der Staatsanwaltschaft als eine historische Abhandlung liest und sich Fried zur Stützung seiner Aussagen auf Kriminalisten beaufert.

Konsequenterweise thematisiert Fried im nächsten Kapitel die Entwicklung der Geschichtswissenschaft im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Konsequenterweise ist dies deshalb, weil die Erkenntnisziele des historischen Positivismus, der zu der erwähnten Zeit die Geschichtswissenschaft beherrschte, vollkommen mit dem übereinstimmen, was der Autor den Geschichtswissenschaften als Aufgabe zuweist: dem Erkennen und Benennen der harten Fakten. Des Autors Klage darüber, dass man zu Zeiten Rankes und Droysens voreilig die Psychologie aus den Hilfs- und Elementarwissenschaften verbannt hat, führt zum eigentlichen Anliegen des Buchs: Fried möchte den historischen Positivismus wieder beleben, und zwar dieses Mal verstärkt durch das Instrumentarium der modernen Neurowissenschaften. Insofern ist das Werk als eine Apologie des Historismus und dessen konzeptionelle Erweiterung zu lesen.

Der Autor nimmt damit eine Position ein, die den Ansätzen einer zeitgenössischer Geschichtswissenschaft vollkommen entgegen steht, soweit diese sich als Kulturwissenschaft versteht. Die Einbeziehung der Neurowissenschaften ist dabei nur auf den ersten Blick eine kulturwissenschaftliche Orientierung seines Werks. Denn bei ihm steht nicht - wie man bei der Rezeption der Neurowissenschaften glauben könnte - der Mensch im Mittelpunkt des Interesses. Eine kulturwissenschaftliche Position könnte die Neurologie etwa dafür verwenden, Fragen nach dem Zusammenhang von Körper und Gehirn bei performativen Handlungen wie etwa einem Ritual zu stellen. Aber es ist keine anthropologische Historiographie, die Fried vorschwebt, sondern eine exakte Geschichtswissenschaft, die gleich den Naturwissenschaften Datenmengen sammelt und auswertet, um vergangene Wirklichkeiten so genau wie möglich zu rekonstruieren. Überdeutlich wird diese Haltung, wenn Fried vorschlägt, dass Historiker mit Mathematikern zusammen arbeiten sollten, damit von diesen errechnete Algorithmen der Gehirntätigkeit durch Historiker ausgewertet werden könnten (S. 145-146). Auch dieses Bestreben übernimmt er aus der Tradition des historischen Positivismus, der sich an der (vermeintlich) exakten Naturwissenschaft als Leitwissenschaft orientierte.

Nach einer Einführung in die "Neurokulturellen Grundlagen der Geschichtswissenschaft" im dritten Kapitel reiht Fried Beispiel an Beispiel für verformte, verdrehte und verfälschte Erinnerung. Im vierten Kapitel, vielleicht dem stärksten des gesamten Buchs, hält der Autor ein Plädoyer für die stärkere Einbeziehung der Ethnologie in die geschichtswissenschaftliche Arbeit. Allerdings dient ihm - analog zur Einbeziehung der Neurowissenschaften - auch der Rückgriff auf Methoden und Ergebnisse der Ethnologie ausschließlich der Datensammlung zur bloßen Rekonstruktion von Wirklichkeit und nicht zur Entdeckung anthropologischer Konstanten und deren interkulturellem und diachronem Vergleich.

In den letzten Kapiteln werden diverse Stabilisierungsfaktoren der Erinnerung wie "elaborierte Mündlichkeit" (S. 296) und zunehmende Verschriftlichung behandelt. Mit Hinweis auf die "filid", eine Gruppe professioneller irischer Erzähler, deren Repertoire eine bestimmte Menge an Erzählungen aufweisen musste, die sich diese durch allerhand mnemotechnische Kniffe merken, weist Fried auf die Begrenzung dieser elaborierten Mündlichkeit hin, da sich mit der Christianisierung Über- und Verformungen der alten Inhalte feststellen ließen. Er bedauert, dass die mündliche Tradition nur "Mythen, Kultgesänge, Märchen und Genealogien" (ebd.) behandle, nicht aber die "gegenwärtige Welt, das aktuelle Leben, die Fülle der Vorkommnisse zu Lebzeiten des Sängers, die Mission, die Gründung der Kirchen, den Handel, die Politik" (S. 298). Fried übersieht dabei allerdings, dass sehr wertvolle Informationen über eine Gesellschaft in genau diesen Textsorten, die er sich zu untersuchen weigert, enthalten sind. In mittelalterlichen Preisliedern etwa finden sich viele Hinweise auf die Vorstellungswelt und die Mentalität einer sozialen Gruppe. Die Verfahren der Textualisierung einer solchen in der ersten Überlieferungsstufe mündlich formulierten Ruhmrede lassen auf Kategorien der Wahrnehmung und der Ästhetik einer Epoche schließen.

Fried kann schließlich das, was er sich zur Aufgabe gemacht hat, mit dem vorliegenden Werk nicht einlösen. Am Ende bietet er dem Leser keine Memorik, keine Methodologie der Gedächtniskritik, sondern einerseits eine Serie von Fallbeispielen, deren Ungenauigkeiten und Fehler der Autor durch vorbildliche Quellenkritik vorführt, und andererseits einige Ausflüge in die Welt der Neurowissenschaften, die als pure Informationen für den aufgeschlossenen Leser einen Überblick über den Stand der modernen Neurowissenschaften geben, aber keine Operationalisierung dieses Wissens für die Geschichtswissenschaft anbieten. Die Übertragung bzw. Verquickung der qualitativ arbeitenden Geisteswissenschaft mit einer rein quantitativ arbeitenden Wissenschaft wie der Mathematik, die der Autor anbietet, würde letztendlich zur Aufgabe der argumentierenden hermeneutischen Methode führen und durch eine eindimensionale, weil allein quantitativ ausgerichteten Sammlung von Daten ersetzt werden, in deren Flut jeder Historiker ohne den Kompass seines Erkenntniszieles und der danach ausgerichteten Selektion ertrinken würde. Unwillkürlich fragt man sich als Leser, warum eine derartige Forderungen gerade von einem Historiker stammen, der in seinen bisherigen Werken und gerade in diesem Buch die weit reichenden Möglichkeiten der hermeneutischen Methode meisterhaft vorführt.